



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : dritte Reihe : 12.
Dornen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die die wissenschaftliche Bildung verheißt. Wir erkennen in dem vorhandnen Bildungstreiben einen der verheißungsvollsten Züge der Gegenwart und in seiner Förderung eine ihrer erfreulichsten Aufgaben. Aber sie darf nicht erkauft werden mit einer Herabdrückung unsrer Ziele, mit einer Verkleinerung der Maßstäbe. Jede demokratische Entwicklung birgt die Gefahr, daß sich Annäherung und Ausgleichung nicht nur durch Steigen der untern, sondern zugleich durch Sinken der obern Schichten vollzieht, und daß sich damit der Erfolg für die Gesamtheit einschränkt. Diese Gefahr liegt in unserm Falle um so näher, je weniger die wissenschaftliche Bildung um ihrer selbst willen, je mehr sie als Mittel zum Zweck gesteigerter Erwerbsfähigkeit, gefestigter und gehobner Lebensstellung erstrebt wird. Wir „Besitzenden“ wissen den wahren Wert akademischer Bildung zu scheiden von den spornenden und schmückenden Preisen, die an ihrem Wege zu holen sind. Aber das Auge des Fernerstehenden richtet sich vorzugsweise diesen zu und bemißt von vornherein den Umfang der Ausbildung danach, was Prüfungsregulative als Bedingung von Ämtern oder Titeln bezeichnen. Deshalb tritt die Wucht des Andrangs nirgends stärker auf, als an diesen formalen Schranken. Überall sollen die Straßen breit und die Tore weit werden. Wie die Ausdehnung des Maturitätszwangs auf immer neue Berufsstände mit dem Streben nach Kürzung des Gymnasialkurses und Abschwächung der Reifeprüfung in unausbleiblichem Zusammenhang steht, so geht die Erweiterung des Zutritts zur Univerſität und die Erhebung von Fachschulen zu Hochschulen Hand in Hand mit dem Streben nach Verallgemeinerung und Entwertung der akademischen Grade. Aber es heißt, die emporstrebenden Schichten am echten Lohne ihrer Mühen betrügen, wenn man die Preise nicht hochhält.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

12. Dornen



er Morgen kam herauf und schien durch die Fenstervorhänge der Wohnung des Leutnants von Crottorf. Eine brennende Lampe stand auf dem Klavier, und vor dem Instrument saß der Leutnant und schrieb Noten, wobei er ab und zu mit dem Finger auf die Tasten tippte. Die Tür tat sich auf; es erschien des Leutnants Bursche mit seines Herrn Stiefeln. Er blieb, die Stiefel unterm Arm, in der Tür stehn und sah sich um. Er konnte durch die offene Tür in das Schlafzimmer sehen und wahrnehmen, daß seines Herrn Bett unberührt war, worüber er kummervoll den Kopf schüttelte.

Herr Leutnant, sagte der Bursche. — Der Leutnant hörte nicht. — Herr Leutnant, die Stiefel.

Der Leutnant strich sich über die Stirn, wunderte sich, daß der Tag durch die Fenster schaute, und sagte: Es ist gut, Friedrich.

Herr Leutnant haben wieder das Bett nicht angerührt, sagte der Bursche. Es ist mir nur, weil der Herr Leutnant der gnädigen Frau Mutter versprochen haben, nicht wieder die Nacht durchzuarbeiten.

Ja ja, Friedrich, sagte der Leutnant; aber ich konnte nicht anders, ich mußte, ich mußte.

Der Bursche schien nicht einzusehen, warum ein Mensch die ganze Nacht außer Bett zubringen und auf dem Klavier herumtippen müsse. — Es ist mir nur, fuhr er fort, weil heute Felddienst ist, und der Herr Leutnant könnten schlapp werden.

Haßt du je gesehen, erwiderte der Leutnant, daß ich schlapp geworden wäre? Geh, hol Wasser.

Bei der Felddienstübung ging es nicht linde zu. Der Herr Major jagte sein Bataillon in weitem Bogen halb um die Stadt herum, aber Leutnant Crottorf zeigte sich stramm und schneidig wie immer.

* * *

In der Kaiserstraße Nummer 128, in der besten Geschäftslage der Stadt, da wo ein Strom Menschen von früh bis zum Abend vorüberflutete, lag das Musikaliengeschäft von Angelo Bambus. Hier war der musikalische Mittelpunkt der Stadt, hier wurde täglich um die Mittagszeit eine Art musikalischer Börse abgehalten, hier erschienen jährlich einige Duzend neue Musikalien mit schönen Titelbildern. Der Inhaber dieses Geschäfts war ein kleiner Mann mit einem großen Kopfe, mit mopsartigen Zügen, einer wasserköpfigen Stirn und einem gewaltigen Haarbusch. Angelo Bambus war auf diesen Kopf sehr stolz und hörte es gern, wenn ihn seine Freunde einen Beethovenkopf nannten.

Eines Mittags kam mit dem Strome der Menschen ein Leutnant daher, der eine Papierrolle in der Hand trug. Der Leutnant blieb vor dem Schaufenster der Musikalienhandlung stehn und betrachtete die dort ausgestellten Violinen und Metronome angelegentlich. Dann ging er weiter. Kurz darauf war er wieder da und besah sich die Ausstellung aufs neue. Darauf gab er sich sichtbar einen Ruck, trat ein und fragte nach Herrn Angelo Bambus. Man wies ihn zum Kontor, das heißt, man zeigte ihm einen dümmrigen Winkel im Hintergrunde des Ladens, wo hinter einem wilden Haufen von Papieren und zwischen hohen Stößen von Noten der Haarbusch des Beethovenkopfes zu sehen war. Der Leutnant ging mit etwas zögernden Schritten dorthin, nannte seinen Namen: von Crottorf, und wurde gebeten, Platz zu nehmen, worauf sich Angelo Bambus erwartungsvoll in seinen Stuhl zurücklehnte und den gekrümmten Zeigefinger nachdenklich unter die Nase legte, was ihm einmal an einem Denkmale Carl Maria von Webers besonders gefallen hatte.

Der Leutnant bat mit etwas stockender Stimme um Verzeihung, wenn er gestört haben sollte, und sagte, indem er seine Papierrolle auf den Haufen Papiere legte, er habe da etwas geschrieben. Es sei allerdings nur eine Anfängerarbeit, aber er nehme sich die Freiheit, sie Herrn Bambus zu unterbreiten mit der Bitte, sie einer freundlichen Durchsicht würdigen zu wollen. — Herr von Crottorf wußte nicht, daß er die Formel brauchte, mit der man einem Verleger oder einem Redakteur eine Arbeit zum Druck anbietet.

Angelo Bambus wickelte das Paket auf, nahm ein Notenheft heraus, warf einen prüfenden Blick hinein und sagte mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldete: Dies ist für Pianoforte!

Gewiß, antwortete bescheiden der Leutnant.

Angelo Bambus fuhr fort zu prüfen, zählte die Seiten und Takte, multiplizierte die Zahlen und sagte: Für eine Sonate ist das Opus zu kurz. Eine Sonate muß mindestens zwölf Platten haben, aber man könnte ja eine Sonatine daraus machen.

Ich hatte daran gedacht, erwiderte Herr von Crottorf, das Stück „Bekanntnisse“ zu nennen.

Geht auch, sagte Angelo Bambus. Ist sogar besser. Und dann ein hübsches Bild auf der Titelseite, Kapelle, Bülferin, dann weiß doch gleich das Publikum, was es an der Sache hat.

Angelo Bambus wandte sich wieder dem Manuskripte zu, ja er fing an, hier und da mit Rotstift einen Strich zu machen oder einen Violin Schlüssel besser auszuzeichnen. Dabei überlegte er im stillen, welchem von seinen beiden Gutachtern er das Manuskript übersenden sollte. Denn er hatte zwei Sachverständige an der Hand, Herrn Adolf Pflaumel und Herrn Doktor Knopploch. Und er tat sich nicht wenig darauf zu gute, nicht unter, sondern über seinen beiden Beratern zu stehn. Denn wenn ihm eine Komposition übergeben wurde, zu der er keine Meinung hatte, weil ihm etwa der Titel nicht einleuchtete, oder weil sie zu viel Kreuze als Vorzeichnung hatte, was er nicht leiden konnte, so sandte er sie Doktor Knopploch zu, der unter zehn Fällen sicher neunmal ablehnte. Hatte er aber aus persönlichen oder geschäftlichen Gründen zu einer Sache Lust, so bekam sie Adolf Pflaumel. Dieser war ein freundlicher alter Herr, der zwar ein tüchtiger Musiker war, aber mehr aus Liebhaberei als im Berufe die Kunst übte, und der sich, wenn es irgend möglich war, lieber hinsetzte und eine fehlerhafte Komposition korrigierte, als daß er sie ablehnte. Weil sich nun der Name von Crottorf auf dem Titel hübsch vornehm machte, und weil die ganze Komposition in C-dur geschrieben war, neigte Bambus dazu, sie Pflaumel zu übergeben. — Es sind ja, wandte er sich an Crottorf, in Ihrem Werke Fehler und Mängel, aber das wird vor dem Drucke alles ins Lot gebracht.

Ich dachte nicht daran, entgegnete Crottorf, meine Komposition in Druck zu geben. Es ist eine Anfängerarbeit. Ich bin hier fremd und wußte nicht, an wen ich mich wenden sollte, ich wollte nur bitten —

Nur keine falsche Bescheidenheit, sagte Herr Angelo Bambus mit entschiedener Handbewegung. Jeder Meister hat mit Opus 1 angefangen, und was anfänglich nicht gut ist, das wird später besser. Aber freilich, mein Herr, Honorare verdient man mit Anfängerarbeiten nicht. Sie werden darauf verzichten, ja Sie werden Opfer bringen müssen. — Herr Angelo Bambus nannte eine Summe, bei der er auf seine Rechnung gekommen wäre, auch wenn er nicht ein einziges Exemplar abgesetzt hätte. Das Musikaliengeschäft ist schlecht, fuhr er fort, und die Herstellung der Noten ist überaus kostspielig. Sehen Sie hier: Rondo für Klavier und Cello von Adolf Pflaumel Opus 43. Kennen Sie Adolf Pflaumel?

Herr von Crottorf kannte ihn nicht.

Großartig, sage ich Ihnen, fuhr Bambus fort, wird auf allen Soireen bei Geheimrat Pitthorns gespielt. Hat auch kein Honorar bekommen. Zehn Freixemplare! Ist damit ganz anständig bezahlt. Und das ist Opus 43 eines Meisters. Also lassen Sie Ihr Manuskript nur hier, ich werde es eingehend prüfen. — Darauf machte er Herrn von Crottorf, der sein Manuskript doch lieber wieder mitgenommen hätte, eine glänzende Schilderung von der Größe und dem Werte seines Musikalienverlags und ließ durchblicken, daß sich ein Anfänger glücklich schätzen müsse, bei einem solchen Verleger, wie er einer sei, anzukommen.

Herr von Crottorf erhob sich und empfahl sich mit der Versicherung seines heißen Dankes.

Bald darauf, es war die Stunde der musikalischen Börse, erschien ein Herr mit Schlapphut, scharfer Brille und nervenroter Nase, dem man den gestrengen Herrn Kritiker leicht ansah. Er grüßte die jungen Leute hinterm Ladentische mit einer Handbewegung, schnüffelte überall herum und wandte sich dann der geheiligten Ecke zu, in der der Schopf des Beethovenkopfs hinter dem Haufen von Papieren wackelte.

Tag, Bambüfelen, sagte er. Was neues? Pflaumel schon dagewesen?

Bambüfelen brummte etwas und ließ sich nicht stören.

Was haben Sie denn da? sagte der Kritiker, es war der schon erwähnte Doktor Knopploch, und nahm die oben auf den Papieren liegende Notenrolle in die Hand.

Eine vielversprechende Arbeit eines jungen Offiziers, erwiderte Bambus mit Wichtigkeit.

Wohl von dem, der da vorn steht?

Nein, den Herrn kenne ich nicht. Es war ein Herr von Crottorf, ein sehr netter und bescheidner Herr.

Doktor Knopploch schob seine Brille auf die Stirn und las. Je länger er las, desto mehr verfinsterten sich seine Mienen. Dann schleuderte er das Manuskript auf den Tisch, als wenn er etwas unsaubres angefaßt hätte, und schrie: Ist denn der Mensch verrückt? Sehen Sie mal hier! C e g ais, eine völlig unentdeckte Harmonie! und hier eine ganze Tonleiter von Quinten und Oktaven. — Woran sich eine gesalzne Strafpredigt schloß gegen den blutigen Dilettantismus und gegen Leutnants, die glaubten, alles zu verstehen, wenn sie ein Monocle ins Auge knetsen und die Kniee durchdrücken könnten. — Sie wollen doch nicht etwa, schloß er, den Blödsinn drucken?

Ich will einmal sehen, antwortete Bambus mit Haltung. Übrigens ist mir das Werk auch nur mit der Bitte um ein sachverständiges Urteil übergeben worden.

Ihnen? Bambüselen, Ihnen? fragte Doktor Knopploch und machte eine satirische Miene. Angelo Bambus bemerkte es, ärgerte sich und beschloß, nun das Manuskript erst recht an Pflaumel zu senden.

* * *

Es war heiß an diesem Tage. Am Abend gab es im Militärkasino Bowle.

Die Herren hatten auf der Terrasse Platz genommen, im Hintergrunde saßen Leutnant von Crottorf und Kamerad von Stemmern, der Bataillonsadjutant.

Sagen Sie mal, Crottorf, sagte Kamerad Stemmern, Sie komponieren doch nicht etwa?

Crottorf war überrascht, und zwar nicht angenehm überrascht. Wer hat Ihnen das gesagt? antwortete er.

Gesagt hat mirs niemand, fuhr der Kamerad fort, aber ich war heute Mittag bei Bambus, um für die Gnädige Roten zu bestellen. Da war ein Mensch mit einer unangenehmen Bisage. Ich erinnere mich übrigens, ihn wiederholt in Konzerten gesehen zu haben. Der Mensch schimpfte wie ein Rohrspatz. Ich glaube, ich habe dabei Ihren Namen nennen hören.

Crottorf bemühte sich gelassen anzusehen, aber es zog ein Schatten über sein Gesicht, und er holte tief Atem wie einer, der einen Schmerz bekämpft.

Es war mir eine unangenehme Empfindung, fuhr Stemmern fort, zu denken, daß Sie gemeint seien. Sagen Sie mal, Kamerad, warum setzen Sie sich dem aus? Sie haben es doch nicht nötig, und was man nicht nötig hat, das soll man doch lassen.

Wenn ich das könnte! erwiderte Crottorf betrübt, ich hätte es längst gelassen. Aber es hält mich fest, ich kann nicht anders.

Na ja, fuhr Stemmern fort, man ist ja auch beim Militär nicht auf Rosen gebettet, und wenn der Herr Oberst seinen schlimmen Tag hat, dann gehts auch nicht in der Tonart eines Brieffstellers für Liebende zu. Aber das bleibt doch unter Kameraden und trifft doch auch nur den Rock. Aber sich vom ersten besten Tintenflecker in der Öffentlichkeit herunterhunzen zu lassen, i da möchte man doch gleich zur Weipreitsche greifen. Crottorf, seien Sie verständig. Eins kann man nur sein, entweder Offizier oder Musikant. Können Sie sich einen komponierenden General vorstellen?

O ja, Prinz Sigismund.

Na ja, Prinz Sigismund! Wenn solche hohe Herrschaften Allotria treiben, so singt man Hymnen, wenn aber wir sterblichen Kleinen uns bekommen lassen wollten, es nachzumachen, dann heißt es an einer gewissen Ecke . . . (Bezeichnender Gestus.) Crottorf, tun Sie mir die einzige Liebe und machen Sie keine Dummheiten. Versprechen Sie es mir.

Ich verspreche es Ihnen, sagte Crottorf. Nein, ich kann es Ihnen doch nicht versprechen, denn ich will nicht wortbrüchig werden. Ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich mir Mühe geben will.

* * *

Leutnant Crottorf nahm es mit seinem Versprechen ernst. Jedesmal, wenn er in die Nähe des Geschäfts von Bambus kam, machte er einen weiten Bogen um diese musikalische Stätte herum, und das verursachte ihm wenig Überwindung. Die Erinnerung an den Menschen, der wie ein Rohrpaß gescholten hatte, wirkte wie ein Windstoß wider die Segel. Aber er rührte auch zu Haus keine Taste mehr an, schloß sein Klavier zu und steckte den Schlüssel irgendwo hin, um ihn zu vergessen. Aber er vergaß ihn nicht. In ein Konzert ging er nicht mehr, dagegen besuchte er die wissenschaftlichen Vorträge in der Harmonie und suchte sich für flüssige Luft und andre erstaunliche Dinge zu interessieren. Als er eines Tages nach dem Vortrag an der Tür stehend den Strom der Menschen an sich vorübergehn ließ, sah er in dem schon fast entleerten Teile des Saals den Beethoventopf Angelo Bambussens, daneben eine ältere Dame von junonischem Wuchse, die ganz das Aussehen einer Kommandeuse in Zivil hatte, dabei ein junges Mädchen und den Herrn Oberst. Man redete und sah auf ihn, und es dauerte nicht lange, so kam Angelo Bambus an und sagte, der Herr Oberst lasse den Herrn Leutnant bitten, zu ihm zu kommen. Crottorf beeilte sich, dem Befehl nachzukommen.

Am Abend, lieber Crottorf, sagte der Oberst; Verzeihung, daß ich Sie bemühe. Frau Geheimrat wünschen, daß ich Sie ihr vorstelle. Herr von Crottorf, einer unsrer schneidigsten Offiziere.

Sehr angenehm, sehr erfreut, sagte die Frau Geheimrätin mit großer Leutseligkeit. Ich wollte gern Ihre Bekanntschaft machen, Herr von Crottorf, ich habe soviel Gutes von Ihnen gehört. — Und so weiter in schönem Flusse der Rede.

Crottorf war nicht wenig erstaunt. Was konnte die stattliche Dame, deren Namen er nicht einmal kannte, von ihm, einem einfachen, stadtfremden Leutnant, Gutes wissen? Er half sich mit einigen stummen Verbeugungen und allgemeinen Redensarten. Das Ende war, daß er versprach, am andern Tage seine Aufwartung zu machen.

Wer war die Dame? fragte Crottorf, nachdem man sich verabschiedet hatte.

Das wissen Sie nicht? entgegnete Bambus, Frau Geheime Kommerzienrat Pitthorn.

Ah, die, bei der das Rondo —

Ja, dieselbe.

Also musikalische Beziehungen. Bambus ließ merken, daß er nicht unbeteiligt gewesen sei, wenn man Gutes von ihm geredet habe.

Crottorf fühlte sich bedrückt. Es war ihm zu Mute, wie wenn seine Moira, seine Schicksalsgöttin, mit starrem Blick aus dem Dunkel aufgetaucht wäre.

Aber der Besuch mußte gemacht werden. Mancher der Kameraden würde ihn um die Bekanntschaft beneidet haben. Die Pitthorns waren nicht gerade sehr vornehm, aber sehr angesehene Leute, gastliches Haus, ausgezeichnete Soupers und eine Tochter, die zwar nicht gerade bedeutend war, aber ein schwerer Goldfisch. Die Pitthorns waren überall dabei, wo sich große Dinge ereigneten. In seinen Geschäftsräumen war er, ein kleines, trocknes Männchen mit spitzer Nase und goldner Brille, der Geheimrat, aber außerhalb des Geschäfts war sie es; nicht allein in ihrem Hause, sondern auch in zahlreichen Vereinen und Wohltätigkeitsanstalten, wo sie als energische und praktische Frau das Zepter führte.

Crottorf erschien also zur Staatsvisite und trat in ein Haus, das gleichsam mit Musik durchtränkt war. Schon in den Borräumen beethovente und wagnernte es einen an; im Salon aber standen zwei Bechsteinsche Flügel und ein Harmonium und viele Notenpulte. Es war Besuch da. Eine nähere Verührung war nicht

möglich, kaum daß Crottorf mit der Tochter des Hauses ein paar gesellschaftliche Gemeinplätze wechselte, aber auch das steht einem schmucken Leutnant, wie Crottorf einer war, nicht schlecht.

Darauf traf die Einladung zur musikalischen Soiree ein. Wieder stieg in Crottorfs Seele das Bild seiner Moira auf, die ihn mit starren Blicken anschaute und in der einen Hand einen Lorbeerkranz, in der andern die Generalsepauletten trug. Jetzt entschied sich sein Schicksal. Er ging ernst mit sich selbst ins Gericht, er kämpfte einen heroischen Kampf und — sagte ab. Er log, er log schamlos, er machte auch keinen Entschuldigungsbesuch. Er schnitt mit entschlossener Hand das kaum aufgelegte Tischtuch zwischen sich und Pittthorns entzwei. Nach einigen Wochen traf er mit Frau Geheimrat im Foyer des Theaters zusammen. Er wollte verschwinden, aber schon hatten ihn Frau Pittthorns Augen erhascht.

Ah, Herr von Crottorf! rief sie — sie gehörte keineswegs zu den Schüchternen ihres Geschlechts —, warum kommen Sie nicht zu unsern musikalischen Abenden? Nein nein, Entschuldigungen nehme ich nicht an. Ich fühle, daß da irgend ein Hindernis im Wege liegt, aber das muß sich beseitigen lassen. Nein nein, einen Korb lasse ich mir nicht geben! Versprechen Sie mir, daß Sie morgen kommen. Und mit der beharrlichen Energie, der niemand, auch der Geheimrat nicht, widerstehn konnte, nahm sie ihm das Versprechen ab.

Man machte bei Pittthorns gute Musik. Es waren zumeist Dilettanten, aber solche, die über das gewöhnliche Dilettantenmaß hinaus waren. Der leitende Geist war Herr Adolf Pflaumel, ein alter freundlicher Herr, der es liebte, als Künstler und Mensch gehätschelt zu werden. Und man hätschelte ihn, wie er es verdiente und liebte. Er bereitete die Hauskonzerte vor, er übte die Stimmen ein, er dirigierte mit zierlicher Handbewegung, er trat ein, wo gerade einmal eine Lücke war. Er war gegen jedermann liebenswürdig, sagte den alten Damen angenehme Dinge, kleidete auch einen Tadel in eine verbindliche Form und war bei den jungen Damen Hahn im Korb. Es verging kein Musikabend, an dem nicht die eine oder die andre Komposition Pflaumels gespielt wurde. Und zum Schluß ruhte man nicht eher, als bis das berühmte Rondo stieg. Es war auch reizend. Nicht gerade aufregend, aber reizend. Dann folgte ein Jubelgetön, und man umdrängte den alten Herrn wie die Blumenmädchen den Parzival. Und Pflaumel nahm die Lobsprüche in schöner Bescheidenheit entgegen.

Das war auch der Verlauf des Abends, an dem Leutnant Crottorf zugegen war. In dem Musiksaal war außer den Mitwirkenden nur ein kleiner Kreis von Zuhörern versammelt. Crottorf hatte sich hinter eine Säule zurückgezogen und genoß das süße Gift, das man ihm bot, mit schmerzlicher Wonne. So hatte er sich den Erfolg des Komponisten gedacht, das war es, was er sich selbst in verdienstvollen Stunden gewünscht hatte, so sein Bestes geben, so verstanden werden, und so einen jubelnden Dank ernten.

Frau Pittthorn, die ihre Augen überall hatte, beobachtete ihren Leutnant mit mütterlichem Wohlwollen und freute sich, wie er selbstvergeben dasaß und zuhörte. Wenn das Programm erledigt war, so pflegte man sich in den weiten Räumen der geheimräthlichen Wohnung zu zerstreuen, die jungen Mädchen setzten sich unter die Palmen des Wintergartens, die alten Herren verschwanden im Rauchzimmer, und Frau Pittthorn versammelte einen Kreis von Auserwählten um sich in ihrem Arbeitszimmer. Dort pflegte sie sich in ihrem weißwollenen Kleide unter ein Bild mit brennend rotem Wüstenhimmel zu setzen. Der Herr Geheimrat pflegte zu sagen, sie tue es darum, weil sie annehme, daß ihr das Bild gut stehe. Diesesmal war auch Leutnant von Crottorf unter den Auserwählten, Pflaumel war es immer.

Man nahm Platz, besprach zunächst, was man soeben gehört hatte, stellte fest, daß Beethoven göttlich, und Schumann einzig sei, und kam dann auf das neueste im Reiche der Musik zu sprechen.

Und nun, meine Herrschaften, sagte Frau Pittthorn, gestatte ich mir, Ihnen

unsern jüngsten Komponisten, Herrn Leutnant von Crottorf, vorzustellen. Wir werden uns freuen, seine „Bekanntnisse“ dem weitem Publikum zu vermitteln.

Frohes Staunen. Nur Herr Pflaumel machte dasselbe freundliche Gesicht wie immer.

Kennen Sie die „Bekanntnisse“ schon? wandte sich Frau Geheimrat Pitthorn an Pflaumel.

Ja, in der Tat, ja, sagte Pflaumel. Bambus hat sie mir zugesandt.

Herr von Crottorf war vor Beschämung und Unwillen errötet. Er empfand die Indiskretion von Bambus peinlich und sprach es auch aus. Er habe Bambus nur um ein fachverständiges Urteil gebeten.

Wen? fragte Pflaumel. Bambus? Bambusfeken? Wenn Sie Bambusfeken näher gekannt hätten, Herr von Crottorf, hätten Sie es nicht getan. Er hat aber Ihr Manuskript mir zur Begutachtung gegeben.

Nun? fragte Frau Pitthorn, und wie finden Sie es?

Das war eine unvorsichtige Frage, aber auf Kleinigkeiten kam es der Frau Geheimrätin nicht an.

Pflaumel geriet denn auch in Verlegenheit und entgegnete, daß das Werk sehr — sehr — eigentlich hätte er sagen müssen „naiv“ sei, aber als höflicher Mann durfte er so etwas nicht äußern, er sagte also — sehr unmittelbar sei, und daß es Talent verrate. Freilich, fuhr er fort, so, wie Sie das niedergeschrieben haben, geht es nicht. Alles will gelernt sein, und auch die Notenschrift hat ihre Orthographie. Auch behandeln Sie die Klaviertechnik in eigentümlicher Weise. Sagen Sie, Herr Leutnant, können Sie Ihre Komposition spielen?

Nein.

Nun, und wie komponieren Sie denn?

Ach, erwiderte Crottorf halb kläglich, halb belustigt, ich suche mir die Töne zusammen und probiere solange, bis es klingt. Aber ich weiß nicht, ob es dann richtig oder falsch ist.

Pflaumel fuhr sich in seine spärlichen weißen Haare und rief: Gnädige Frau, hat man je so etwas erlebt? Das ist ja schlimmer als Steine klopfen. Und wieviel Zeit brauchen Sie, verehrter Herr, um eine Seite Noten zu schreiben?

Eine ganze Nacht.

Frau Geheimrat war entsetzt. — Eine ganze Nacht? Und da legen Sie sich nicht ins Bett?

Nein, gnädige Frau.

Das ist doch aber himmelschreiend! Ja aber ich bitte Sie, warum lassen Sie es denn nicht, wenn es Ihnen soviel Mühe macht?

Gnädige Frau, ich kann nicht.

Und wie kommt es denn, daß Sie bei Ihrer großen Vorliebe zur Musik so wenig musikalischen Unterricht gehabt haben?

Crottorf schwieg eine Weile, als sei er unschlüssig, ob er reden solle oder nicht. Dann sagte er: Wenn Sie gestatten, so will ich es Ihnen erzählen. Es ist wahr, ich habe von Kindheit auf eine leidenschaftliche Liebe zur Musik gehabt. Wenn meine Mutter am Flügel saß, lag ich darunter und hörte zu. Und wenn später meine ältere Schwester übte, und ich hörte nur einen Ton, so duldeten es mich nicht, wo ich war, ich mußte dabei sein. Als ich zehn Jahre alt war, hat ich meinen Vater, er möchte mir doch auch Klavierstunden geben lassen. So? sagte mein Vater, dann komm mal her, mein Sohn. Und da hat er mich verhauen, daß ich dachte, ich müßte am Leben verzagen. Und dann sagte er: Daran sollst du denken, wenn es dir je wieder einfallen sollte, Klavierstunden haben zu wollen. Natürlich habe ich nie wieder ein Wort gesagt.

Das ist aber doch grausam, rief Frau Pitthorn ganz entsetzt. Was hatte denn Ihr Herr Vater gegen die Musik?

Gnädige Frau, sagte Crottorf, ich stamme aus einer alten Soldatenfamilie.

Mein Vater war Major. Mit Glücksgütern war er nicht gesegnet. Es gab nur einen Weg, den Söhnen eine standesgemäße Erziehung zu geben, das Kadettenhaus. Hierzu war die Konzentrierung aller Kräfte nötig, wenn aus dem Offizier etwas werden sollte. Mein Vater sah das ein, er gehorchte dem harten Zwange, wenn er mir die Liebe zur Musik mit dem Stocke austreiben wollte. Und ich wünschte, es wäre ihm gelungen. Und nun habe ich mir das Wort gegeben, keine Taste wieder anzurühren.

Das wäre doch jammerschade! rief Frau Pitthorn. Und glauben Sie mir, Sie werden Ihr Wort auch nicht halten.

Ich fürchte es selbst. Es ist mein Verhängnis.

Ach, dummes Zeug, es gibt keine Verhängnisse, es gibt nur Dummheiten, die wir selber machen, Unentschlossenheiten, Mattherzigkeiten. Was man will, das muß man auch können. Es wäre doch unverantwortlich, wenn Sie Ihr schönes Talent begraben wollten. Offizier sein kann schließlich jeder, aber Künstler sein ist der Beruf der Ausgewählten.

Gnädige Frau, ich möchte wohl wollen, ich kann aber doch nicht.

Man wird Ihnen helfen. Pflaume, liebster Meister, hier ist eine Aufgabe, raten Sie, was fangen wir mit unserm jungen Künstler an?

Pflaume, der sonst immer bei der Hand war, wenn die gnädige Frau einen Wunsch aussprach, machte eine bedenklliche Miene und meinte, es sei doch besser, hier nicht einzugreifen. Die Künstlerlaufbahn sei dornenvoll und habe mehr Klippen und Gefen als die militärische. Und wenn er vorhin gesagt habe, der Herr Leutnant zeige Talent, so sei doch die Frage, ob das Talent zu einem Lebensberuf ausreiche, was sich erst später zeige, wenn eine Umkehr nicht mehr möglich sei.

Schämen Sie sich, Pflaume, sagte die gnädige Frau. Sie gehören auch zu den Mattherzigen. Nein, mein Herr von Crottorf, wir geben Ihre Sache nicht auf. Glauben Sie mir, was der Mensch will, das kann er auch.

Als Crottorf an diesem Abend überdachte, was er erlebt hatte, stieg wiederum die Gestalt der Moira vor ihm auf. Diesmal trug sie die Züge der gnädigen Frau. Sie reichte ihm die Hand dar, und er schlug ein. Von nun an fehlte er bei keiner musikalischen Aufführung im Pitthornschen Hause. Er benahm sich überaus bescheiden, sprach wenig und urteilte nie. Er saß geistesentrückt hinter seiner Säule und schwelgte in Tönen. Er betrachtete das Haus, das sich ihm so unerwartet geöffnet hatte, als ein musikalisches Paradies und war der Herrin dieses Paradieses aufrichtig dankbar. Den jungen Damen, die sich, wie üblich, nach dem Konzerte im Wintergarten zu einer Partie Médifance zu versammeln pflegten, fing er an, interessant zu werden — gerade darum, weil er nicht angeschlürft kam und in den bekannten Leutnantstönen bekannte Leutnantsunterhaltungen führte. Merkwürdig, es war immer vom Leutnant von Crottorf die Rede. Noch herrschten spöttische Bemerkungen vor, und noch war man nicht darüber einig, wer diesen Leutnant mit seiner Hand zu beglücken habe; doch neigte sich die Meinung dahin, daß hierzu die Tochter des Hauses zunächst verpflichtet sei.

Frau Pitthorn interessierte sich noch mehr für ihren Leutnant. Das war doch einmal etwas andres als die ewige Frauenfrage oder diese Suppen- und Krankenanstalten. Hier galt es, ein gefesseltes Talent zu befreien und der Welt einen Künstler von Gottes Gnaden (das sind sie bekanntlich alle) zu schenken. Es galt den klugen Beratern, die immer gleich mit dem Einwand: „Unmöglich“ da waren, zu zeigen, was eine Frau möglich machen kann. Eine solche Aufgabe, das war etwas für sie. Daran setzte sie mit Vergnügen ihre Energie, ihre Fähigkeit, ihren praktischen Verstand, und wenn nötig, ein schönes Stück Geld. Und dazu war doch ihr Leutnant ein so hübscher, netter und herzensguter Mensch, der eine so aufrichtige Anhänglichkeit und Dankbarkeit bewies. Es währte nicht lange, so nannte sie ihn Crottörfchen, so war Crottorf ständiger Gast im Pitthornschen Hause, so war Frau Pitthorn nicht zufrieden, wenn sie mit ihrem Leutnant nicht eine musikalische Konferenz gehabt hatte.

Sie hatte die musikalische Ausbildung ihres Schülers selbst in die Hand genommen.

Sie fangen ganz von vorn an, lieber Crottorf, sagte sie. Sie spielen Ihren Damm wie jeder andre, Sie setzen ein paar Jahre Studium daran und üben täglich vier Stunden. Professor Trautwein gibt Ihnen Unterricht. Das ist ein tüchtiger Lehrer und billig — nur drei Mark die Stunde. Und Sie, lieber Pflaumel, übernehmen die Kompositionslehre. Und dann sollen Sie mal sehen, was Sie für Fortschritte machen.

Die drei Mark erschienen dem Leutnant gar nicht billig, und Pflaumel machte Einwendungen, aber es half nichts, die Frau Geheimrat setzte ihren Willen durch. Und Crottorf machte bei seinem eisernen Fleiße großartige Fortschritte. Er legte seinen Weg durch den Damm in gestrecktem Galopp zurück. Nur die Finger wollten nicht so, wie sie sollten. Man holt mit vierundzwanzig Jahren nicht ein, was man mit zwölf Jahren versäumt hat.

Schadet nichts, sagte Frau Geheimrat. Wagner war auch nur ein mittelmäßiger Klavierspieler. Sie sollen ja auch nicht Virtuoso, sondern Komponist werden. Ein Komponist ist der Kommandeur über die Instrumente. Wenn Sie, lieber Crottorf, auf dem Exerzierplatz kommandieren: Gewehr auf, so machen Sie auch die Griffe vor, sondern Sie kommandieren bloß. Habe ich nicht Recht, lieber Pflaumel?

Pflaumel machte eine verbindliche Miene und sagte etwas, was man für eine Zustimmung halten konnte.

Es stellte sich jetzt als wünschenswert heraus, daß sich Crottorf im vierhändigen Spiele übe. Frau Geheimrat kommandierte ihre Tochter Eva heran. Diese wollte nicht. Sie habe keine Lust, mit einem fremden Menschen, der nichts könne und auch niemals etwas lernen werde, vierhändig zu spielen. Worauf Frau Mama unwillig wurde und ihrer Tochter ihre Christen- und Menschenpflicht ernstlich vorhielt. Es sei ein unverzeihlicher Hochmut, nicht mit einem Anfänger spielen zu wollen; dieser Anfänger werde noch manchen Meister beschämen.

Der Herr Geheimrat, der zwar in seinem Kontor viel, in seinem Hause aber wenig zu sagen hatte, sah sich die Vorgänge mit seinem gewohnten stillen Lächeln an. Als er aber einmal von seiner lieben Frau gar zu lebhaft provoziert wurde, meinte er, während seine Nase noch spitzer wurde, als sie ohnehin war: Ich will dir sagen, Ottilie, was die ganze Geschichte bedeutet. Du bist in deinen Leutnant verliebt. Und weil du ihn nicht selber heiraten kannst, wirfst du ihm unsre Eva aufhängen.

Frau Ottilie wurde sonst von dem, was ihr lieber Mann sagte, nicht allzutief berührt; diesmal aber ärgerte sie sich und entgegnete mit überlegnem Tonfalle, innerlich aber doch etwas verlegen: Pfui, schäme dich, Karl, von Lieben und Aufhängen ist gar nicht die Rede.

Na na, sagte der Geheimrat und schwieg bis auf weiteres.

Und so geschah, was Kenner schon seit lange hatten kommen sehen, als Verlobte empfahlen sich Otto von Crottorf, Leutnant usw., und Eva Pithorn, Tochter des Geheimen Kommerzienrats Pithorn usw.

Hat dieser Crottorf einen Dusel, hieß es am Abend darauf bei den Kameraden im Militärkasino, schnappt sich mir — nichts — dir — nichts diesen kleinen Goldfisch weg, um den sich schon der lange Schlieben und Hans Krock die Beine abgelaufen haben.

Hätt ihm ja nicht zuedraut, sagte ein anderer, daß er so das Anjehenne mit dem Nüßlichen zu verbinden wüßte. War immer so 'n bißken Droombuch, der Crottorf.

Was wollen Sie, Kamerad? erwiderte ein dritter, stille Wasser sind tief.

Aber man tat Crottorf Unrecht. Er war nicht darauf ausgegangen, den Goldfisch zu angeln. Beim Spiel hatten sich ihre Hände gefunden. Eva, die erst wirt-

lich eine Scheu vor dem Zusammenspiel gehabt, aber dann Geschmack an der Sache gefunden hatte, hatte errötend gelacht, und dann war das übrige schnell hinterher gekommen. Und am Ende der Stunde stellten sie sich der erschrocknen Mutter als Brautleute vor.

Frau Geheimrat war wirklich erschrocken. Sie war sich dessen ein wenig bewußt gewesen, daß sie mit dem Feuer spiele, aber sie hatte nicht erwartet, daß die Flamme so schnell zum Dache hinausschlagen werde. Doch konnte sie ihrem Crottorfchen nicht ernstlich zürnen, und so folgte denn dem Brautkusse der schwiegermütterliche bald nach. Ja sie führte das Brautpaar bei ihrem Karl selbst ein und fungierte als Fürsprecherin. Was gar nicht nötig gewesen wäre. Der Herr Geheimrat lächelte ein wenig spöttisch seiner lieben Frau zu, hatte aber im übrigen nichts einzuwenden. Denn als Menschenkenner hatte er es schon lange gewußt, daß es doch kein andrer als einer vom bunten Tuche sein werde, den sich Eva holen werde, und da war ihm einer von der Infanterie, der wenig Ansprüche machte und wenig Schulden hatte, lieber als einer von der Kavallerie, der viel Ansprüche machte und viele Schulden hatte.

Nachdem nun Frau Geheimrat ihren Crottorf erb- und eigentümlich gewonnen hatte, fing sie an, ihn ohne Rücksicht und Schonung zu verziehen. Er mußte, wenn es der Dienst zuließ, alle Abende da sein. Man legte ihm die besten Bissen vor, man war äußerst besorgt um seine Gesundheit, man besorgte Konzert- und Theaterbillets, man überreichte zu gegebenner und nicht gegebenner Zeit soviel Geschenke und bewies soviel Aufmerksamkeiten, daß Crottorf bald bankrott gewesen wäre, wenn er gleiches mit gleichem hätte vergelten wollen, und daß er Mamachen dringend bitten mußte, Einhalt zu tun. Doch der Erfolg dieser Bitte war nur unvollkommen. Als aber die Freundinnen Eva mit dieser Zärtlichkeit der Mama gegen Crottorf zu necken anfangen, erwiderte diese sorglos: Laßt nur, wenn wir erst verheiratet sind, dann heime ich mir das alles wieder ein.

* * *

Es ist selbstverständlich, daß sich Mamachen mit der Einrichtung des neuen Hausstandes aufs eingehendste beschäftigte. Dabei bewies sie die ihr eigentümliche praktische Tugend und Umsicht. Was sie anordnete und besorgte, war tadellos und gediegen vom Küchenhandtuche bis zur Einrichtung des Musiksaales, vom Taschentuch bis zum Brautkleide. Die Hochzeit kam und ging vorüber. Das Brautpaar machte, so hatte es Mamachen angeordnet, eine musikalische Hochzeitsreise über Bayreuth, Wien und Salzburg nach Italien und besuchte die Geburtsstätten und die Gräber der großen Komponisten, Crottorf mit wehmütigem Hochgefühl, Eva mit lachendem Leichtsinne. Als sie wieder zu Hause waren, veranstaltete die Frau Geheimrat ein glänzendes Musikfest und sonnte sich im Glück ihrer Kinder.

War Crottorf nun glücklich? Er hätte es sein müssen. Seine kühnsten Träume waren in Erfüllung gegangen. Er hatte eine zärtliche kleine Frau, er war aus allen Sorgen, er konnte komponieren soviel, als er nur wollte. Aber nun drückte ihn der Dienst. Wenn ein Wanderer mit schweren Reifestiefeln seinen Weg gegangen ist und wird von einem Menschenfreunde in dessen Wagen mitgenommen, so kann es vorkommen, daß nun erst die Stiefel zu drücken anfangen. Auch Crottorf empfand jetzt einen Druck, den er früher nicht gefühlt hatte; doch waren es nicht die Stiefel, sondern der Helm. Der Dienst, der schreckliche, den ganzen Tag dauernde Dienst nahm ihm ja fast alle Zeit weg. Und was übrig blieb, gehörte der Frau und der lieben Schwiegermutter, und zum Komponieren kam es nicht.

So nehmen Sie doch Ihren Abschied, sagte Mamachen. Crottorf erschrak über den Gedanken. Aber schnell befreundete er sich mit ihm und nannte ihn zuletzt eine erlösende Idee. Und Eva schmolte. — Wenn du deine Uniform nicht anhaßt, Otto, sagte sie, so gefällst du mir nicht halb so gut. — Man hielt ihr ernstlich vor, daß der Wert eines Menschen nicht im Rocke stecke, und daß sie, wenn

es zum Glücke ihres Mannes gehöre, diesen Rock auszuziehen, mit Freuden das Opfer bringen müsse. Aber sie brachte das Opfer nicht mit Freuden, sondern schmollte und fragte, warum ihr Otto nicht umgekehrt ihr das Opfer bringen wolle, den Rock anzubehalten? Worauf sie von Mamachen ein dummes Kind genannt wurde. Das Ende war, daß Crottorf sich doch entschloß, seinen Abschied zu nehmen, und daß er darüber mit Kamerad Stemmern redete.

Tun Sie das nicht, sagte Kamerad Stemmern. Es wäre schade um Sie. Ach, Sie wollen ein großer Künstler werden? Sind Sie aber gewiß, daß Sie auch Karriere machen werden? Na ja, Sie können sich ja mit dem Schwiegervater, den Sie haben, den Scherz gestatten, zu baronifizieren. Sind Sie aber gewiß, daß es Sie auf die Dauer befriedigen wird? Crottorf, hören Sie mal zu. Sie können, wenn die Sache am richtigen Ende angefaßt wird, einen Urlaub von zwei Jahren haben. Nehmen Sie Urlaub.

Das leuchtete Crottorf ein. Der Herr Schwiegervater verstand es, die Sache am richtigen Ende anzufassen, und Crottorf erhielt seinen Urlaub.

War er nun zufrieden? Er setzte sich schon am frühen Morgen ans Klavier und übte und komponierte nach Herzenslust. Er sprach früh, mittags und abends von weiter nichts mehr als von Musik, bis seine kleine Frau sagte: Otto, nun höre aber endlich einmal mit deiner langweiligen Fachsimelei auf. — Seine Frau nannte langweilig, was seine ganze Seele erfüllte, und was der Inhalt seines Lebens war. Er schwieg fortan, trieb aber seine Sache schweigend mit desto glühenderm Eifer. Er machte große Fortschritte. Schon war er soweit, daß er sich an eine Beethoven'sche Sonate wagen konnte. Schon kannte er alle Tonarten und Übergänge, schon hatte er den ersten schüchternen Versuch gemacht, einen Kontrapunkt zu schreiben. Aber da zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung. Je mehr er lernte und wußte, desto spärlicher floß der Quell der Phantasie. Als er gar nichts wußte, hatte er mit mutiger Naivität drauflos geschrieben. Jetzt fragte er sich bei jedem Takte: Ist das so auch richtig? und soll ich nicht lieber von F dur nach G moll oder von A nach Fis gehn? Er glich einem Menschen, der mit zögernden Schritten übers Eis geht und nicht von der Stelle kommt. Es gab Wochen, wo er die Notenfeder nicht anrührte. Und je länger das dauerte, desto ungeschlüssiger wurde er.

Mamachen konnte das nicht begreifen. Mamachen fing an, ungeduldig zu werden, daß der Ruhm des von ihr entdeckten gottbegnadeten Künstlers noch immer nicht auffstrahlen wollte. Mamachen brach in das Musikzimmer ihres Schwiegersohns ein und entführte einige Kompositionen, die sie Pflaumel vorlegte. Adolf Pflaumel erlebte eine bedrängte halbe Stunde. Er mußte schließlich wieder nachgeben, er mußte es übernehmen, die Kompositionen zurechtzurücken und zu korrigieren, aber er konnte es, trotz aller Anläufe der Frau Geheimrat, nicht über sich bringen, etwas rühmlisches von der Arbeit zu sagen. Ob nicht die Kompositionen einen enormen Fortschritt aufwiesen, fragte sie. Adolf Pflaumel verlor die Geduld — wozu es selten kam — und erwiderte kurz, die erste Komposition habe ihm besser gefallen.

Aber lieber Pflaumel, entgegnete die Frau Geheimrat, ich verstehe Sie nicht. Wenn jemand mit solchem Eifer studiert, so muß er doch immer Besseres leisten, und Sie sagen, die erste Arbeit habe Ihnen besser gefallen?

Die Frau Geheimrat war ernstlich ungehalten und wandte sich mit dem korrigierten Manuskript an Angelo Bambus. Angelo Bambus war Feuer und Flamme, da er der Frau Geheimrätin für den Druck Preise berechnen konnte, die ein ausgezeichnetes Geschäft bedeuteten. Natürlich müssen die Sachen gedruckt werden, sagte er. Es seien Werke, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, es sei ein Unrecht, dem Publikum solche Werke vorzuenthalten, und die Herren Sachverständigen seien Reibhämmer, die nichts gelten lassen wollten, als was sie selbst geschrieben hätten. Er versprach eine glänzende Veröffentlichung und glänzenden Erfolg. Die Frau Geheimrätin strahlte.

Nach einiger Zeit standen Opus 1 bis 3 mit prunkenden Titelblättern in Angelo Bambus Schaufenster, und die Frau Geheimrätin überreichte mit Nührung

ihrem Schwiegersohne zu seinem Geburtstag seine gedruckten Opera. Man konnte jedoch nicht behaupten, daß man sich in Läden von Bambus um die Noten gerissen hätte, oder daß erfreuliche Trompetentöne in der Presse die Welt auf das junge Talent aufmerksam gemacht hätten. Es blieb alles mäuschenstill. Und was hier und da in den Blättern stand, war offenbar Arbeit von der Hand Angelo Bambus und lief nur zu deutlich auf Reklame hinaus. Damit war aber die Frau Geheimrat nicht zufrieden. Sie setzte es durch, daß eine Komposition Crottorfs auf einem Wohltätigkeitskonzerte, bei dem erste Kräfte die Freundlichkeit hatten, mitzuwirken, von niemand geringerm als von Frau Lillienthal-Regenbogen vorgespült wurde. Man interessierte sich in den Kreisen der Konzertunternehmer lebhaft für Crottorf und seine Frau und seine Frau Schwiegermutter, und es fehlte nicht an einem, wenn auch nicht stürmischen, so doch wohlwollenden Applause.

Am andern Tage stand in der Bürgerzeitung ein Bericht über das Konzert, in dem Unternehmer und Künstler einen Erguß warmer Anerkennung erhielten. Der Aufsatz schloß mit den Worten: Wir wissen nicht, welchen unheilvollen Einflüssen Frau Lillienthal-Regenbogen nachgegeben hat (Referent wußte es übrigens ganz genau), als sie sich bereit finden ließ, die „Maiglöckchen“ eines gewissen D. von Crottorf zu Gehör zu bringen. Das Heft, aus dem die Maiglöckchen als Einzelnummer genommen war, trägt die Überschrift: Erinnerungen — mit Recht. Denn wir begegnen in jeder Zeile Erinnerungen an alte gute Bekannte, Mendelssohn, Schumann, Chopin o tutti quanti. Im übrigen grinst uns aus dem Nachwerk eine musikalische Impotenz von ungewöhnlichem Maße entgegen. Man sollte doch die Geduld unsers unzweifelhaft gutmütigen Publikums durch Vorführung solcher Sachen nicht auf eine allzu harte Probe stellen.

Natürlich rührte diese Kritik von Knopploch her, der sich kurze Zeit vorher mit Bambus entzweit hatte. Sie schlug wie eine Bombe ein. Bei Bambus, der jedermann vorlamentierte, dieser undankbare Knopploch wolle ihn geschäftlich ruinieren (wozu eigentlich kein Grund vorlag, da er das Geld für den Druck der Crottorfschen Opera bar und richtig erhalten hatte), bei der Frau Geheimrat, die an ihrem Crottorf zu zweifeln anfing, und bei diesem selbst, der tagelang wie im Traum wandelte und keine Taste mehr anrührte. Er vermied es, sein Musikzimmer zu betreten, er warf die gedruckten Opera, die ihm soviel Freude bereitet hatten, in den Winkel eines Schrankes und seine ungedruckten Opera dazu. Als er sich nach langer Zeit entschloß, sie wieder in die Hand zu nehmen, sie zu spielen und zu prüfen, ob sie wirklich so wertlos seien, wie die Kritik behauptete, da gewahrte er mit Schrecken, es war wirklich so, hier klang die Musik an Mendelssohn, und dort an Schumann, und da an Chopin an. Und als er nach langem Zögern und Zweifeln ein neues Stück niedergeschrieben hatte, von dem er ganz gewiß geglaubt hatte, es sei sein Eigentum, und es nach einiger Zeit wieder ansah, da klang es ihm bekannt, gar zu bekannt. Er wartete nicht ab, bis er den Anklang herausgefunden hatte, warf sein Opus in die Ecke und duldete Qualen der Verzweiflung. Er verlor alle Frische. Er sah ganz elend aus. Seine Frau lachte ihn aus und nannte ihn eine alte Jungfer.

Sie müssen das nicht so ernst nehmen, lieber Otto, sagte Mamachen in der Nachkonferenz eines Musikabends. Kritiker sind Neidhämmer. Was sie nicht selber gemacht haben, das taugt natürlich nichts. Und Knopploch, das wissen Sie doch, hat sich mit Bambus veruneinigt und ist auf Pflaumel eifersüchtig, Daher sein absprechendes Urteil.

Aber er hat Recht, erwiderte Crottorf. Meine Sachen sind wirklich nicht original, sondern „Erinnerungen.“

Nicht doch, Kinderkrankheiten, sagte Mamachen. Die überwindet man mit der Zeit. Wie lange hat Wagner ringen müssen, ehe er sich Anerkennung verschaffte!

Das war auch Wagner, sagte Crottorf, aber ich fühle meine „künstlerische Impotenz“ nur zu deutlich.

Wenn ich mir gestatten darf, eine Bemerkung einzuschalten, mischte sich August

Pflaumel in das Gespräch, so möchte ich empfehlen, Herr von Crottorf, Sie legen die Musik einmal eine Zeit lang beiseite und unternehmen etwas andres, bis Sie Ihre Unbefangtheit wieder gewonnen haben.

Aber was soll ich anfangen?

Jrgend etwas.

Pflaumel hat Recht, entschied die Frau Geheimrat. Lassen Sie jetzt die Musik ruhen, Sie sind nervös.

Crottorf mußte dem Räte zustimmen. Er kaufte sich also ein Reitpferd und ritt spazieren, griff wieder zu seinen kartographischen Arbeiten, zog mit seinem Instrumente los und nahm seines Schwiegervaters Grundstücke auf; er beschäftigte sich mit Geologie, er studierte Kriegsgeschichte, er interessierte sich für die Flora und Fauna der jurassischen Periode. Aber alles das befriedigte ihn nicht. Er fing es an und ließ es liegen, er fing etwas neues an und ließ auch das liegen. Daraus entwickelte sich ein Zustand peinlicher Unentschlossenheit. Was heute? Das war die Frage, die sich alle Tage wiederholte. Diese Frage lag auf ihm wie eine Last und machte, daß er bei allem, was er tat, von des Gedankens Blässe angekränfelt wurde. Er hätte es als eine Wohlthat empfunden, wenn ihm jemand seine freie Zeit genommen und gesprochen hätte: Alter Freund, jetzt hat die Duengelei ein Ende, jetzt wird das und das getan. Und dazu die alte quälende Frage: Wirfst du die Kraft haben, deine künstlerische Aufgabe zu bezwingen, oder wandelst du auf verfehltem Lebenswege?

Papa Pitthorn hatte der „Komödie“ mit stillem Lächeln zugehört. Eines Tages, als sein Schwiegersohn auf seinem Bureau war, sagte er: Crottorf, möchten Sie nun nicht auch einmal etwas tun?

Crottorf sah seinen Schwiegervater überrascht an. Papa, sagte er, ich bin immer beschäftigt.

Aber mit nichts ordentlich, erwiderte Pitthorn. Glauben Sie mir, Otto, es ist ein großer Segen, wenn einer keine Zeit hat, immer beschäftigt zu sein. Der Mensch muß seinen Beruf haben. Sie wollen Künstler sein? Gut, sein Sie es doch.

Wenn ich das könnte!

Wenn Sie es nicht können, so unternehmen Sie etwas andres. Wissen Sie, Otto, aber etwas, was man bezahlt kriegt. Nicht des Geldes wegen, sondern als Probe dafür, daß die Leistung keine Spielerei, sondern eine ernsthafte Sache ist. Überlegen Sie sichs.

Crottorf überlegte sichs und dachte an seinen mageren Leutnantsgehalt. Aber er war doch ein Beweis dafür gewesen, daß er als Leutnant etwas geleistet hatte, was Geld wert war. Seine Opera waren von dem Gelde seiner Schwiegermutter gedruckt worden und bewiesen gar nichts.

Was ich noch sagen wollte, Otto, sagte Papa Pitthorn, passen Sie auf Eva auf. Eva gefällt mir nicht, sie kokettiert mir zuviel mit dem langen Schließen.

Crottorf riß die Augen auf. Das war ein Wort, das ihn wie ein Schlag aus seinen Träumen aufweckte. Eva, seine Eva am Abgrunde! Und er hatte es nicht gemerkt und hatte sie nicht behütet! Sogleich zog er seine Uniform an, ging zum Oberst und meldete sich vom Urlaub zurück. Als er nach Hause kam, schwere Sorgen im Herzen, flog ihm seine Eva um den Hals und rief: Gott sei Dank, Otto, daß du wieder menschlich aussehst!

Liegt euch Frauen denn gar so sehr viel an dem roten Kragen? erwiderte Crottorf nicht ohne Bitterkeit.

Otto, sagte Frau Eva, sei doch kein Lamm. Solche Idioten sind wir Frauen nicht, daß wir uns in die rote Farbe verliebten. Aber die Leute mit dem roten Kragen, das sind vielleicht nicht die Klügsten, aber forsche Kerls, Männer, auf die man sich verlassen kann, und die wissen, was sie wollen. Du warst ja aber die reine alte Jungfer geworden.

Crottorf mußte seiner Frau Recht geben, und er betrachtete von jetzt an seinen roten Kragen mit mehr Verständnis als bisher. Es gab nun noch eine ernste

Museinandersehung mit dem laugen Schlieben, die dank der Vermittlung von Kamerad Stemmer ohne Geßall ausließ. Als bald darauf Crottorf im Kuppelsaal des Landausstellungsgebäudes in Berlin stand und die Gruppe betrachtete, die den Künstler darstellt, den die Muse auf die Stirn küßt, während sie ihn zugleich mit Dornen krönt, ging ihm ein neues Verständnis für das Bildwerk auf. Die Dornen bedeuten nicht bloß Hunger und Kummer, nicht bloß Verkenmung und verwundende Kritik, sondern auch den Kampf im Innern des Künstlers gegen die Zweifel am eignen Beruf und Vermögen, die schmerzliche Erfahrung, das Beste zu wollen und nicht so zu können, wie man will. Sind die Künstler Söhne Apolls, so haben sie alle einen Klarungsgeist. Sie möchten den Sonnenwagen besteigen und hoch über die Welt dahin fliegen. Aber nicht jeder hat die Kraft dazu, die Rosse seines Sonnenwagens zu lenken, und mancher bricht den Hals. Darum, wer merkt, daß ihm die Kraft fehlt, der soll Gott danken, wenn er auf festem Boden bleiben und einen fest vorgezeichneten Weg fahren kann. Dies überlegte Crottorf, und er hatte Recht.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Jaurès und Wandervelde. Herr Jaurès, zur Zeit Vizepräsident der Deputiertenkammer, ist eine wichtige und einflußreiche Persönlichkeit. Aus diesem Grunde fühlen wir uns verpflichtet, zu melden, daß seine gesammelten Zeitungs- aufsätze von Dr. Albert Südekum übersetzt und unter dem Titel: Aus Theorie und Praxis, sozialistische Studien, voriges Jahr im Verlage der Sozialistischen Monatshefte herausgegeben worden sind. Ihres Inhalts wegen verdienen sie nicht, in einer deutschen Zeitschrift besprochen zu werden. Bei wiederholter Würdigung des Kirchenstifters unsrer Sozialdemokraten haben wir seine Verdienste um die Theorie und die Geschichte der Nationalökonomie anerkannt, aber gerade die Lehren, die das Evangelium der neuen Kirche ausmachen, die Wert- und Mehrwertlehre, die Verelendungs- und Katastrophentheorie, für Unsinn erklärt. Das zweite tut auch Jaurès, natürlich mit höflicheren Worten. Aber das wissen wir längst aus den Zeitungen — ohne die Preisgebung des marxischen Unsinnis wäre ja die politische Rolle, die Millerand und Konforten in der Bourgeoisrepublik spielen, gar nicht denkbar —, und unsre kenntnisreichern deutschen Revisionisten haben, von Bernstein geführt, mit dem trotz seiner Jugend schon veralteten Kram weit gründlicher aufgeräumt. Nur drei Dinge finden wir in den Aufsätzen des Franzosen, die geeignet sind, auch in Deutschland Interesse zu erregen. Leuten gegenüber, die schon die Idee einer sozialistischen oder kommunistischen Gesellschaftsordnung verrückt, und noch mehr verrückt als verrückt finden, haben wir oft ausgeführt, daß Staat und Kirche und überhaupt alle Gesellschaftsordnungen nichts andres sind als sozialistische und kommunistische Gebilde. Nur darum konnte das Geschlecht der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vor dem Sozialismus so erschrecken und sich über ihn entrüsten, weil es im entgegengesetzten Wahne des Manchesterturnus befangen war. Es bemerkte nicht, daß die scheinbar neue Gesellschaftsidee nur die uralte ist, die in hundertertei Formen, in Staaten, in politischen und in Kirchengemeinden, in Gilden, Zünften und Klöstern verwirklicht worden war, daß es niemals ein ganz unbeschränktes Privateigentum gegeben hat, und daß der Einzelne nur besitzen und gebrauchen kann, soweit er auch die andern besitzen und gebrauchen läßt; daß endlich, wenn die alten sozialen Gebilde zu Grunde gehn oder den Dienst versagen, zu ihrem Ersatz neue geschaffen werden müssen. Mit diesen Neubildungen beschäftigt sich nun Jaurès in mehreren seiner Aufsätze und zieht aus ihrer Betrachtung die selbstverständlich